

Die Heilige Schrift im Christentum

1. Die Liturgie des Wortes und die Werke der Barmherzigkeit: „Gott ist Liebe“ (1 Joh 4,8.16)

Der erste Teil einer katholischen Eucharistiefeier ist der Wortgottesdienst. Im Mittelpunkt stehen Lesungen aus der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments. „Wort des lebendigen Gottes“, sagt der Lektor, nachdem er den für die Liturgie vorgesehenen Abschnitt aus dem Gesetz, den Propheten, den Weisheitsschriften und aus der Apostelgeschichte, den Apostelbriefen, der Offenbarung des Johannes vorgelesen hat, und: „Dank sei Gott“, antwortet die Gemeinde. Für die Schriftlesung gibt es einen eigenen festen Ort im Altarbereich, den Ambo; häufig ist er künstlerisch gestaltet; das Lektionar, das Buch mit den Lesungen, ist schön gebunden. Besonderer Aufwand wird beim Höhepunkt des Wortgottesdienstes getrieben: der Verlesung des Evangeliums. Die Evangeliare sind oft kostbare Bücher; in einem Hochamt wird Weihrauch verbrannt; Messdiener halten brennende Kerzen. „Der Herr sei mit euch“, wird die Gemeinde begrüßt; sie antwortet: „Und mit deinem Geiste“. „Aus dem heiligen Evangelium nach ...“, kündigt der Diakon oder Priester die Lesung an, und „Ehre sei dir, o Herr“, sagt die Gemeinde, um die Haltung anzuzeigen, zu der sie das Evangelium führen und in der sie das Evangelium hören will. „Evangelium unseres Herrn Jesus Christus“, lautet die Schlussformel, und „Lob sei dir, Christus“ die Akklamation der Gläubigen.¹

In den orthodoxen und den evangelischen Liturgien gibt es ähnliche Riten wie in den

katholischen. Im Laufe der Zeit haben sich manche Worte gewandelt, der Kern ist geblieben: Die Bibel ist ein Buch wie kein anderes; die Kirche hält es heilig. In vielen Kirchen ist die Bibel ausgelegt, damit der Abschnitt des Tages von allen gelesen werden kann. Die Bibel ist ein Buch der Kirche, nicht weil es ihr Besitz wäre, sondern weil sie sich dem Wort Gottes unterstellt, das sie im Lesen der Bibel, der Heiligen Schrift, vernimmt. Das sollen die liturgischen Riten anzeigen. Sie unterscheiden das eine Buch, das Buch der Bücher, von allen Büchern, auch den liturgischen Büchern der Kirche, dem Mess- und Gesangbuch. Sie unterscheiden auch das Wort der Heiligen Schrift von allen anderen Worten, die im Gottesdienst gemacht werden: den Gebeten, den Liedern, der Predigt, dem Segen. Das Wort der Heiligen Schrift ist einzigartig. Die Kirche versteht sich als Hörerin des Wortes Gottes.

Die Bibel wird aber nicht nur in der Kirche, sondern in aller Welt gelesen. Sie wird von Anfang an in alle Sprachen übersetzt. Man braucht nicht gläubig zu sein, um sie zu lesen. Man braucht nicht Hebräisch, Aramäisch und Griechisch, ihre Originalsprachen, zu beherrschen, um sie zu verstehen. Man braucht noch nicht einmal die Bibel zu lesen, um gläubig zu sein. Das Ziel der Lektüre besteht auch nicht nur darin, den genauen Wortlaut des Textes zu erkennen und seine ursprüngliche Bedeutung zu bestimmen; letztlich besteht es darin, aus dem Wort Gottes heraus zu leben, das nicht nur in der Bibel zu finden ist, sondern in jedem lieben Wort, das Menschen einander sagen, in jeder hilfreichen Geste, in jedem guten Vorsatz. „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“, sagt Jesus, als er im Gleichnis vom Weltgericht den entscheidenden Maßstab des göttlichen Urteils am Jüngsten Tage nennt (Mt 25,31–46).

Zwischen der liturgischen Feier des Wortes Gottes und dem Primat der Barmherzigkeit besteht kein Widerspruch. Die Bibel selbst warnt vor Lippenbekenntnissen und Heu-

chelei. Das Christentum ist eine Religion des Glaubens. Dieser Glaube, sagt Paulus, ist durch Liebe wirksam (Gal 5,6). Christen verbindet nichts anderes als der Glaube an den einen Gott, den Vater, den Sohn, den Heiligen Geist. Christ wird man nicht durch Geburt, sondern durch die Taufe. „Da gilt nicht mehr ‚Jude oder Heide‘, ‚Sklave oder Freier‘, Mann oder Frau – alle seid ihr einer in Christus Jesus“ (Gal 3,28), zitiert der Apostel aus der Liturgie der Urgemeinde: „Alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen“ (Gal 3,28). Wenn aber die ganze Kirche eine reine Glaubensgemeinschaft ist, die – anders als Judentum und Islam – ein langes Glaubensbekenntnis betet mit vielen Glaubenssätzen und wenn dem Bekenntnis das Vertrauen entspricht, dann ist dieser Glaube offen für alle, die ihn annehmen wollen. Er schafft eine Gemeinschaft des Glaubens, die Kirche, die, wenn sie Jesus treu bleibt, Nächstenliebe mit Feindesliebe im Zeichen der Gottesliebe verbindet. Niemand darf gezwungen werden, zu glauben; niemand darf benachteiligt werden, wenn er nicht christlich oder gar nicht glaubt; niemand darf überredet werden, zu glauben. Das Christentum ist von Anfang an eine missionarische Religion. Ohne das Christentum wäre der „Glaube an Gott“, wie Paulus knapp das Ziel der Mission formuliert (1Thess 1,9), nicht so weit verbreitet wie heute. Aber die missionarische Aktivität ist auch die Quelle enormer Versuchungen geworden, denen das Christentum erlegen ist (und erliegt): Hass gegen Andersgläubige, Gewalt gegen Juden, Druck auf Häretiker. Deshalb bedarf die Kirche der ständigen Kritik und Selbstkritik. Sie hat den Maßstab der Bergpredigt. Ihn hat sie angelegt, als Papst Johannes Paul II. im Milleniumsjahr ein öffentliches Schuldbekenntnis abgelegt hat – im Wissen, dass Unrecht nicht ungeschehen gemacht werden kann, aber in der Hoffnung, dass es Gott gibt, der Vergebung zwischen Opfern und Tätern stiftet.

„Deus Caritas est“ – „Gott ist Liebe“, so hat Papst Benedikt am Weihnachtsfest 2005

seine erste Enzyklika überschrieben.² Er orientiert sich an der Heiligen Schrift. Im Ersten Johannesbrief heißt es: „Lasst uns einander lieben, denn die Liebe ist auch Gott, und jeder Mensch, der liebt, ist aus Gott geboren und erkennt Gott. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt: Denn Gott ist Liebe“ (1Joh 4,7f). Die Bibel selbst bezeugt den Primat der Liebe. Ihre Hochform ist, wie von Jesus mit Worten des Alten Testaments gelehrt (Dtn 6,4f; Lev 19,18), die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe (Mk 12,28–34 parr.); das Gleichnis vom barmherzigen Samariter unterstreicht dies (Lk 10,25–37). Aber es gibt nicht nur die Hochform der Liebe, es gibt sie vielmehr in vielfach gebrochener Form: verunstaltet vom Eigennutz, abgelenkt von vermeintlichen Bedürfnissen, ausgehöhlt von Ungeduld. „Wir haben der Liebe geglaubt, die Gott zu uns hat“ (1Joh 4,16), sagt der Erste Johannesbrief – und der Papst legt diesen Satz so aus, dass es die verschiedenen Formen der Liebe, die Menschen bewegt, im Feuer der Liebe Gottes zu reinigen gilt: Sie werden nicht vernichtet, sondern geläutert, gereinigt, zu sich selbst gebracht und über sich hinaus geführt. Leidenschaft für Gott paart sich mit Friedfertigkeit; die Macht des Wortes Gottes setzt auf Gewaltlosigkeit; der heiße Atem der Spiritualität vernichtet das Leben nicht, sondern macht das Tote lebendig.

2. Das lebendige Wort Gottes und das Buch der Bücher: „Jesus Christus: gestern, heute, und derselbe bis in Ewigkeit“ (Hebr 13,8)

Das Christentum verehrt die Bibel als „Heilige Schrift“. Aber es ist keine Buchreligion. Es stellt das lebendige Wort Gottes in den Mittelpunkt. Dieses Wort hat die Welt ins Sein gerufen (Gen 1–3). Dieses Wort hat Abraham den Bund zugesagt (Gen 12–18). Dieses Wort hat Mose im brennenden Dornbusch (Ex 3) und auf der Höhe des Sinai gehört (Ex 34). Dieses Wort hat aus den Propheten gesprochen und aus Davids Psal-

men. Dieses Wort, ein und dasselbe, war „im Anfang“, noch vor der Genesis, der uranfänglichen Erschaffung der Welt (Joh 1,1); dieses Wort war bei Gott – und es war Gott nicht äußerlich, sondern innerlich; das Wort selbst ist göttlich, weil es nur den einen Gott gibt, keine Götter, und weil dieser eine Gott nicht stumm ist, sondern sich den Menschen kundtut – durch seine Schöpfung und seine Propheten. Das Wort, der Logos, war „bei Gott“, und „war Gott“ (Joh 1,2). So heißt es in einem alten Lied über Gottes Schöpferwort, das Judenchristen – christliche Juden – gesungen haben und das der Vierte Evangelist, auch ein Judenchrist, an den Anfang seiner Jesusgeschichte, des Johannesevangeliums, gestellt hat (Joh 1,1–18): „Alles ist durch das Wort geworden ... in ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Welt“ (Joh 1,3f), stärker als die Finsternis (Joh 1,5). Das große Lied des Wortes Gottes erschließt das Wirken Gottes in der ganzen Schöpfung; es erschließt auch das Wirken des Wortes in den Propheten, einschließlich des Widerstandes der Menschen, ihrer Schwerhörigkeit, ihrem Desinteresse, ihrer Neigung, immerzu selbst zu reden: „In sein Eigentum ist er gekommen, und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Die ihn aber aufgenommen haben, ihnen gab er Vollmacht, Gottes Kind zu werden“ (Joh 1,11f). Der Höhepunkt des Logosliedes markiert den Unterschied zwischen Judentum und Christentum, auch wenn, die ihn sangen, ihr Christentum als Konsequenz ihres Judentums gesehen haben: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit geschaut“ (Joh 1,14), die Herrlichkeit Gottes, „voll Gnade und Wahrheit“.

Das Wort Gottes hat für Christen ein menschliches Gesicht: das Gesicht Jesu Christi.³ Gottes Wort ist Person: Mensch geworden in Jesus von Nazareth. Deshalb ist zu sagen: Im Zentrum des Christentums steht nicht ein Buch, im Zentrum des Christentums steht der Mensch. Es ist der leidende, geschundene, gefolterte, zu Unrecht verurteilte Mensch, von dem Pilatus

sagt: „Ecce homo“ – „Seht, der Mensch“, da er den „Judenkönig“ spöttisch präsentiert (Joh 19,1–5). Es ist der herrliche, der großartige, strahlende Menschensohn, der dem Seher von Patmos in göttlicher Herrlichkeit erscheint, dass er tot zu Boden sinkt, aber ihm die Rechte auflegt, ihn leben zu lassen: „Tot war ich, und siehe, ich lebe bis in alle Ewigkeit“ (Offb 1,17f). Es ist der Mensch, der nach dem Hebräerbrief (10,5ff) mit den Worten des 40. Psalm (in griechischer Sprache) sagt: „Einen Leib hast du mir bereitet. Brand- und Schlachtopfer haben dir nicht gefallen. Da habe ich gesagt: Siehe, ich komme, ..., Gott, deinen Willen zu tun“.

Der Mensch, den das Christentum ins Zentrum stellt, ist Jesus von Nazareth. Nach einem alten Lied der Urgemeinde ist er „das Bild des unsichtbaren Gottes“ (Kol 1,15). Gott ist unsichtbar. Nach der Genesis (Gen 1,26f) aber hat Gott den Menschen in oder zu seinem Bild erschaffen; die hebräische Präposition ist nicht ganz eindeutig. Im griechischen Genesistext, den die Christen wie die meisten Juden damals gelesen haben, heißt es, dass der Mensch „nach Gottes Bild“ geschaffen sei. Diese Übersetzung spielt die jüdische Weisheitstheologie ein, die den Dialog mit Plato und dem Platonismus gesucht hat, um mit Hilfe einer Urbild-Abbild-Theorie dem Geheimnis des Menschen, seiner besonderen Nähe zu Gott und seiner radikalen Unterschiedenheit von Gott, auf die Spur zu kommen. Kol 1,15 führt diesen Platonismus zur biblischen Theologie zurück, indem er die Erschaffung der Welt im Lichte der Erlösung deutet, für die sie bestimmt ist. Das „Bild“, „nach“ dem Adam und Eva erschaffen sind, ist kein Modell, keine Idee, sondern der ewige Sohn des ewigen Vaters, „wahrer Mensch und wahrer Gott, ungetrennt, unvermischt und ungeteilt“, wie später das Konzil von Chalkedon sagen wird, wohl wissend, dass es die Grenzen menschlichen Verstehens überschreiten muss, um den Glauben zum Ausdruck zu bringen. Die Erschaffung der Welt, die Erschaffung des Menschen entspricht dem Wesen Gottes; Gott ist seinem

Gottsein nach einer, der die Menschen liebt, weil sie ihm nicht fremd sind, sondern seinem Herzen so nah, wie kein Mensch sich selbst nahe sein kann.

„Gott war in Christus“ (2 Kor 5,19), schreibt der Apostel Paulus, „und hat die Welt mit sich versöhnt“. Wenn der Mensch Jesus von Nazareth im Zentrum des Christentums steht, der Zweite Adam (1 Kor 15), dann jeder Mensch. So schwach er ist und so sicher er sterben muss, hat er doch als Gottes Ebenbild eine unveräußerliche Würde – und die Hoffnung, jenseits des Todes nicht verloren zu sein, sondern gerettet zu werden. Diese Rettung ist nicht ein seliges Nichts, nicht eine unendliche Verlängerung und Steigerung irdischen Glücks, sondern eine Verwandlung: „mit dem Bild seines Sohnes gestaltet zu werden“ (Röm 8,28), d.h. in vollkommener Weise Mensch zu sein, in Gemeinschaft mit dem auferstandenen Jesus Christus, eingeborgen in die Liebe Gottes.

Von diesem Geheimnis des Menschen, das sich mit dem Geheimnis Gottes berührt, weiß die Christenheit durch die Verkündigung Jesu, der ihr die Schriften Israels zueignet und neu erschließt. Von Jesu Verkündigung weiß sie durch die Überlieferung derjenigen, die ihm Glauben geschenkt haben und zwar, wie in den Evangelien zu lesen steht, in der Stunde der Passion ihren Herrn und Meister im Stich gelassen haben, aber von ihm nicht abgeschrieben, sondern durch die Erscheinungen des Auferstandenen neu in die Nachfolge und zur Verkündigung des Evangeliums berufen worden sind (Mt 28,16–20). Wichtiger als das geschriebene ist immer das gesprochene Wort. Aber damit das Wort verlässlich überliefert und immer neu gesagt werden kann, bedarf es der Schriftform. Wie im Judentum wird im Christentum seit ältester Zeit größte Sorgfalt auf exakte Philologie gelegt. „Kein Jota und kein Häkchen“, sagt Jesus in der Bergpredigt, werden vom Gesetz vergehen, solange Erde und Himmel stehen (Mt 5,18). Das wird auf das Evangelium übertragen. Dem Theologen Hölderlin ist dies in Fleisch und

Blut übergegangen. In seiner Hymne „Patmos“ schreibt er: „Der Vater aber liebt / der über allen waltet / am meisten, daß gepflegt werde / der feste Buchstab“, und Bestehendes gut / gedeutet“.⁴

Die Bibel ist das Medium der Offenbarung. Sie ist kein papierener Papst; sie ist nicht die letzte Instanz theologischer Urteilsbildung; sie ist mehr: Quelle und Richtschnur, Katalysator und Prüfstein des Glaubens. Die Schrift auslegen heißt: Sie durchsichtig zu machen für das Wort Gottes, das nicht nur in der Vergangenheit ertönt ist, sondern nach wie vor im Heiligen Geist ertönt, aber in der Heiligen Schrift so bezeugt wird, dass Gottes geschichtliches Offenbarungshandeln, das unwiederholbar ist, aber definitiv ihn selbst offenbart, für aller Zeit kenntlich bleibt.

In der Liturgie der Osternacht, die das Pascha-Gedächtnis Israels mit der Feier der Auferstehung Jesu verknüpft, steht am Anfang der Ritus, der die Osterkerze schmückt: mit dem Kreuz, mit dem Alpha und Omega des Schöpfers und Erlösers und mit den Ziffern des Jahres; dazu spricht der Priester oder Bischof: „Christus, gestern und heute, Anfang und Ende, Alpha und Omega. Sein ist die Zeit und die Ewigkeit. Sein ist die Macht und die Herrlichkeit in alle Ewigkeit. Amen“. Die Lesungen der Osternacht gehen zurück an die Schöpfung und weiten den Blick für die Vollendung; sie erinnern die Geschichte Israels und beziehen sie auf Jesus Christus. Im Menschen Jesus, dem Gottessohn, findet das Christentum den Einheitspunkt des Gottesglaubens, der ihm nicht nur Gottes Einzigkeit erschließt, sondern auch den Zusammenhang von Kosmos und Geschichte, Verheißung und Erfüllung. Die Basis dieser Liturgie ist ein Wort aus dem Neuen Testament: „Jesus Christus: gestern, heute, und derselbe bis in Ewigkeit“ (Hebr 13,8). Dieses Bekenntnis verbindet sich mit der Mahnung, der „Vorsteher“ zu gedenken, die der Gemeinde „das Wort Gottes verkündet“ haben, und ihr Glaubensleben nachzuahmen (Hebr 13,7). Der Zu-

sammenhang ist von Gottes Verheißungstreue gestiftet. Sie prägt nicht nur die Identität Gottes, die sich in der Identität des ewigen Gottessohnes darstellt; durch den heiligen Geist begründet sie auch die Möglichkeit eines menschlichen Glaubenszeugnisses, das nicht auf einer letzten Täuschung, sondern auf der tiefsten Wahrheit beruht: dass Gott Liebe ist.

3. Das Gotteswort im Menschenwort:

„Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig“ (2 Kor 3,6)

Die Bibel ist als Heilige Schrift der „Kanon“ der Kirche: eine gezielte Sammlung und Auswahl von inspirierten Texten, in denen inspirierte Leser Gottes Wort ursprünglich bezeugt finden.⁵ Anders als andere Kanones ist der jüdische und christliche Bibelkanon dadurch gekennzeichnet, dass er die Spuren seiner Entstehung nicht verwischt, sondern auf gezielte Weise arrangiert: Namen von Propheten werden genannt, Regierungsjahre von längst gestorbenen Königen, Orte, die auf der politischen Landkarte immer unbedeutend waren und längst verschwunden sind. Längst nicht alle werden erwähnt, die an der Bibel mitgeschrieben haben; dass die Bibel von Menschen für Menschen verfasst worden ist, wird nirgends in Zweifel gezogen. Längst nicht alle Entstehungszeiten und -orte werden notiert; dass die Bibel die Spuren ihrer Entstehungszeit an sich trägt und voller Lokalkolorit ist, vertuscht sie nicht. Im Norden und im Süden Israels ist das Alte Testament entstanden, in Jerusalem, Galiläa, Syrien, Kleinasien, Griechenland und Rom das Neue. Im Judentum der Zeitenwende bildet sich die Überzeugung heraus, nur bis Esra, bis zum Wiederaufbau des Tempels, könne kanonische Literatur entstanden sein; das Christentum ist daran interessiert, keine Lücke zwischen beiden Testamenten aufreißen zu lassen; die lange Prozession jüdischer Gläubiger, die der Hebräerbrief (in Kapitel 11) vor Augen führt, reißt nicht ab, bis die Christen sich einreihen können – hin-

ter Jesus, dem „Anführer und Vollender des Glaubens“ (Hebr 12,2). Das Neue Testament wächst aber nicht beliebig weiter, sondern endet mit der Zeit der Apostel; nach dem Epheserbrief (2,20f) bilden sie, zusammen mit den Propheten, das Fundament der Kirche, insofern sie den Eckstein Jesus Christus, den die Bauleute verworfen hatten, zu Ehren gebracht haben. Auf dem Fundament muss weiter gebaut werden (1 Kor 3,10–19; Eph 4) – aber auf diesem Fundament; das Wort Gottes muss weiter gesagt werden – aber im ständigen Rückbezug an das Wort der Heiligen Schrift. Die Bibel bezeugt Gottes Offenbarung in der Geschichte; deshalb ist sie selbst als ein geschichtliches Dokument des Glaubens auszulegen, wenn sie theologisch zur Geltung kommen soll. Umgekehrt wird eine konsequent historische Auslegung der Bibel konsequent theologisch: weil sie auf die Theologie der Texte stößt, die in allem Gott die Ehre geben. Deshalb gibt es von Anfang an jüdische und christliche Schriftauslegung, die – bei allen Konflikten – über die Jahrhunderte hinweg auch immer wieder zu einem Dialog gefunden hat, in dem sich philologischer Eros und theologische Agape verbunden haben.⁶

Der menschliche Faktor ist kein störendes Element, sondern Teil der göttlichen Offenbarung. Die Bibel ist kein vom Himmel gefallenes Buch und keine Kopie eines himmlischen Originals, sondern Gotteswort in Menschenwort. Der hl. Augustinus, der bedeutendste Theologe des Altertums, ein Meisterexeget, hat dies in seinem Buch über das Reich Gottes, in dem er den Untergang des Imperium Romanum aufarbeitet und die Kirche in die Schranken ihrer Sendung weist, so ausgedrückt: „Gott spricht zu uns durch Menschen nach Menschenart, weil er, so redend, uns sucht“.⁷ Die Suche nach den Verlorenen ist das Leitmotiv Jesu: „Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und zu retten, was verloren ist“ (Lk 19,10), sagt Jesus im Haus des Zöllners Zachäus zu Jericho, und vorher hat er das Gleichnis vom verlorenen Sohn erzählt (Lk 15,11–32), dem sein Vater aus reiner Liebe alle Schuld ver-

gibt und ein neues Leben schenkt. Der menschliche Weg ist nicht der Notausgang, sondern der Königsweg der Offenbarung. Gott zwingt sein Wort nicht auf; er sagt es Menschen auf menschliche Weise, dass sie im Glauben ihr Menschsein neu entdecken können.

Die Lehre von der Inspiration bringt zum Ausdruck, dass in diesem Menschenwort auf menschliche Weise das Wort Gottes zum Ausdruck kommt. In der Neuzeit war der Begriff der Inspiration lange Zeit auf eine bestimmte Form von Verbalinspiration eingengt, die nur auf die Produktion der Texte fixiert war und den göttlichen Geist desto stärker am Werk sah, je mehr der menschliche ausgeschaltet war. Das war ein Irrweg. Die jüdische und christliche Inspirationslehre des Altertums hatte nie nur die Autoren, sondern immer auch die Texte und die Leser im Blick. Ihre Pointe war nicht, dass ein heiliger Text entstehe, der von jeder Weltlichkeit geschieden sei, sondern ein heiliger Text, in dem der Geist Gottes Menschen mitten in der Welt Worte finden lässt, die ihnen und anderen das Wort Gottes aufgehen lässt. Wer wollte bezweifeln, dass es inspirierte Künstler, inspirierte Denker, inspirierte Propheten gäbe? Die Heilige Schrift ist für Christen Buch gewordener Ausdruck des Vertrauens, dass es begabte und berufene Menschen gibt, Texte zu verfassen und zu lesen, die ihnen Gott näher bringen. Paulus spricht im Römerbrief von der Frohen Botschaft, die Gott „durch seine Propheten in heiligen Schriften vorangekündigt hat“ (Röm 1,2). Einer seiner Schüler schreibt: „Die ganze Schrift ist von Gott inspiriert“ (1 Tim 3,16f). Der Zweite Petrusbrief stellt klar: „Niemals ist eine Prophetie vom Willen eines Menschen ausgegangen, sondern vom Heiligen Geist getrieben haben Menschen von Gott gesprochen“ (2 Petr 1,20f).

Die Kirche lehrt keineswegs, dass nur die Bibel inspiriert sei. „Der Geist weht, wo er will“, hat Jesus mit einem Sprichwort gesagt (Joh 3,8). Aber in der Heiligen Schrift, sagt

das Zweite Vatikanische Konzil in seinem Dokument „Dei Verbum“ – „Gottes Wort“, ist die ganze Wahrheit enthalten, die „Gott zu unserem Heil in Heiligen Schriften bezeugen wollte“.⁸ Denn in der Heiligen Schrift wird der Monotheismus des Mose durch den Monotheismus Jesu konkretisiert, dynamisiert, geöffnet – so dass ein für allemal die Vergebung der Sünden geschieht und das Tor zum Reich Gottes aufgestoßen wird.

Paulus muss der Gemeinde von Korinth, die sich mit dem Alten Testament schwer tut, zum rechten Verstehen der Heiligen Schrift und ihrer selbst helfen, indem er aus der Schrift selbst heraus den Grundsatz ableitet: „Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig“ (2 Kor 3,6; vgl. Röm 7,6). Fälschlich ist dieser Satz immer wieder auf das Verhältnis der beiden Testamente zueinander bezogen worden: tatsächlich spiegelt er das christliche Offenbarungsverständnis wider: Wer auf den Buchstaben des Gesetzes fixiert ist, verkennt, dass es Zeugnis des lebendigen Gottes ist; nichts tödlicher als ein Kleben am Buchstaben. Wer aber auf den Geist setzt, wird vom Lebensatem Gottes erfüllt, und kann dann nicht nur Mose besser lesen, sondern auch Paulus.

4. Das eine Buch aus vielen Büchern: „Unser Vater Abraham“ (Lk 1,73)

Das Wort „Bibel“ ist ein Plural: Bücherei, Bibliothek könnte man auch übersetzen. Viele Bücher sind in dem einen Buch versammelt. Zwar hat es einen roten Faden, der vom Paradies bis zum himmlischen Jerusalem reicht, von Adam bis Christus. Aber um diesen Faden zu spinnen, um die eine große Geschichte Gottes und der Menschen von der Schöpfung über den Sündenfall bis zur Erlösung zu erzählen, bedarf es der vielen Erzählfäden, der zahlreichen Geschichten, der zweiundsiebzig Bücher der Bibel: der Skepsis Kohelets und der Zuversicht Ben Siras, der Kritik des Amos und der Inbrunst

des Psalters, der Argumentationen des Paulus und der Visionen des Johannes, der Geschichtsbücher Israels und der Urkirche, des Gesetzes und des Evangeliums, der Weisheit und der Prophetie.

Die christliche Bibel aus Altem und Neuem Testament hat einen bestimmten Anfang, die Genesis, und ein bestimmtes Ende: die johanneische Vision des neuen Himmels und der neuen Erde (Offb 21,1), die auf Jesaja zurückgeht (Jes 65,17; 66,22) und mit demselben Propheten verheißt: „Sie werden sein Volk sein, und er wird ihr Gott sein. Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Denn was früher war, ist vergangen“ (Offb 21,4). Die christliche Bibel hat auch eine bestimmte Mitte: das Evangelium Jesu Christi. In ihm, dem menschgewordenen Gottessohn, sieht sie Anfang und Ende zusammengefasst; weil er radikal Anteil genommen hat am menschlichen Leben, wird er auch radikal, heißt: von der Wurzel her das menschliche Leben, das Leben der ganzen Welt erneuern.

Die große Aufgabe christlicher Theologie besteht dann aber darin, ohne Relativierung des Neuen Testaments ein positives Verhältnis zum Alten Testament zu gewinnen, ohne es den Juden zu entreißen⁹; das kann nicht gelingen, ohne dass auch eine insgesamt projüdische Theologie getrieben wird, geprägt von einem konstruktiven Verhältnis zwischen Israel und der Kirche, das durch Unterscheidung, aber auch durch Kooperation geprägt ist. Für das Christentum ist das Verhältnis zum Judentum ein einzigartiges, weil es die gemeinsame Wurzel im Alten Testament gibt. Dasselbe Konzil, das die Offenbarungskonstitution „Dei Verbum“ verfasst hat, hat aber gleichfalls vor gut vierzig Jahren mit „Nostra Aetate“ das Dokument einer positiven Theologie der Religionen, besonders des Islam verfasst, das nicht auf einer Relativierung, sondern einer Radikalisierung der christlichen Wahrheitssicht beruht. In diesem Dokument spielt Abraham eine Schlüsselrolle.

Nicht nur im Alten, auch im Neuen Testament ist Abraham wichtig. Dass der erste Ökumenische Kirchentag in Deutschland, 2003 in Berlin, unter das abrahamitische Motto „Ein Segen sollst du sein“ gestellt worden ist, setzt ein Zeichen. Abraham wird im Neuen Testament nicht vergessen, sondern neu entdeckt: „Vater Abraham“ ist er für Jesus, den Sohn Abrahams (Mt 1,1); „Vater Abraham“ ist er, sagt Paulus, für alle Glaubenden – auch die Heiden, die sich, in Christus, zum einen Gott bekennen (Gal 3). Segen spendet er allen Völkern – allerdings, glauben Christen, nicht aus sich selbst, sondern von Gott, und das heißt für sie: durch Christus im heiligen Geist (Röm 4). Abrahams Glaube ist vorbildlich: „Er ist unser aller Vater vor Gott, dem er geglaubt hat, dem Gott, der die Toten lebendig macht und das, was nicht ist, ins Dasein ruft“ (Röm 4,17). Nach dem Lukasevangelium ist es ein alter Mann, ein Jerusalemer Priester, Zacharias, der Vater des Täufers Johannes, der seine ganze Hoffnung auf Gott richtet: „Er hat Erbarmen mit unseren Vätern gehabt und seines heiligen Bundes gedacht, des Eides, den er unserem Vater Abraham geschworen hat, uns zu geben, dass wir, aus Feindeshand befreit, ihm furchtlos dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor ihm all unsre Tage“ (Lk 1,72–75).

Anmerkungen:

¹ Diese Liturgie ist vor gut vierzig Jahren auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil mit dem Dekret „Sacrosanctum Consilium“ so reformiert worden, dass, wie in der Anfangszeit, Wort- und Kommuniongottesdienst wieder in ein ausgewogenes Verhältnis gesetzt worden sind und der „Tisch des Wortes“ so reich gedeckt wurde wie der „Tisch des Brotes“.

² Enzyklika *Deus Caritas est* von Papst Benedikt XVI. an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die gottgeweihten Personen und an alle Christgläubigen über die christliche Liebe, Libreria Editrice Vaticana 2006.

- ³ Vgl. Thomas Söding: Der Gottessohn aus Nazareth. Das Menschsein Jesu im Neuen Testament. Freiburg – Basel – Wien 2006.
- ⁴ Patmos (Letzte Fassung), in: Werke – Briefe – Dokumente. München 1969, 182.
- ⁵ Ausführlich zum folgenden: Thomas Söding: Einheit der Heiligen Schrift? Zur Theologie des biblischen Kanons (QD 21). Freiburg – Basel – Wien 2005.
- ⁶ Vgl. Christoph Dohmen/Günter Stemberger: Hermeneutik der Jüdischen Bibel und des christlichen Alten Testaments. Stuttgart 1996.
- ⁷ Deus per hominem more hominem loquitur, quia et sic loquendo nos quaerit. (De civitate Dei XVII 6,2, in: Patrologia Latina 41, 537; Corpus Scriptorum Ecclesiastorum Latinorum 40, 2, 228).
- ⁸ Scripturae libri veritatem, quam Deus nostrae salutis causa Litteris Sacris consignari voluit, firmiter, fideliter et sine errore docere profitendi sunt“ (DV 11)
- ⁹ Dem ist ein Schreiben der Päpstlichen Bibelkommission gewidmet: Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel. 24. Mai 2001 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles 152), Bonn 2002.